



ALEX CAPUS
Léon und Louise

ROMAN / HANSER

Das Buch

Zwei junge Leute verlieben sich, aber der Krieg bringt sie auseinander: Das ist die Geschichte von Léon und Louise. Sie beginnt mit ihrer Begegnung im Ersten Weltkrieg in Frankreich an der Atlantikküste, doch dann trennt sie ein Fliegerangriff mit Gewalt. Sie halten einander für tot, Léon heiratet, Louise geht ihren eigenen Weg – bis sie sich 1928 zufällig in der Pariser Métro wiederbegegnen. Alex Capus erzählt mit wunderbarer Leichtigkeit und großer Intensität von der Liebe in einem Jahrhundert der Kriege, von diesem Paar, das gegen alle Konventionen an seiner Liebe festhält und ein eigensinniges, manchmal unerhört komisches Doppelleben führt. Die Geschichte einer großen Liebe, gelebt gegen die ganze Welt.

Der Autor

Alex Capus, geboren 1961 in der Normandie, lebt heute in Olten. 1994 veröffentlichte er seinen ersten Erzählungsband *Diese verfluchte Schwerkraft*, dem seitdem neun weitere Bücher mit Kurzgeschichten, Romanen und Reportagen folgten. Zuletzt erschienen *Patriarchen* (Zehn Porträts, 2006), *Eine Frage der Zeit* (Roman, 2007) und *Himmelsstürmer* (Zwölf Porträts, 2008).

Alex Capus: *Léon und Louise*
Roman. 320 Seiten. Gebunden mit Lesebändchen
19,90 €. Erscheint am 7. Februar 2011
ISBN 978-3-446-23630-1

ALEX CAPUS

Léon und Louise

Roman

Carl Hanser Verlag

4. KAPITEL

Während das Mädchen und Léon miteinander sprachen, war es im *Café du Commerce* ungewöhnlich still geworden; der Wirt hatte ausgiebig das immergleiche Weinglas abgetrocknet, die Stammgäste hatten Rauchringe zur Decke hinauf geblasen und mit den glühenden Spitzen ihrer Zigaretten die Asche in den Aschenbechern zu kleinen Haufen zusammengeschoben. Als nun das Mädchen hinter der Glastür verschwunden war, erwachten sie aus ihrer Erstarrung und begannen zu reden – nur schleppend und stockend vorerst, aber schon in froher Erwartung des Augenblicks, da Léon ebenfalls verschwinden würde und man die eben beobachtete Komödie eingehend in all ihren Facetten würde besprechen können. Tatsächlich knöpfte Léon wenig später seine Uniformjacke zu und winkte dem Wirt zum Abschied – aber da konnte dieser seinen Mitteilungsdrang nicht länger im Zaum halten und hielt Léon am Ärmel fest, drängte ihm ein Glas Bordeaux für den Heimweg auf und erzählte ihm alles, was er über das Mädchen mit der rotweiß gepunkteten Bluse wusste.

Die kleine Louise – eigentlich war sie nicht auffällig klein gewachsen, sondern wurde von den Leuten nur so genannt, damit man sie unterscheiden konnte von der dicken Louise, welche die Ehefrau des Totengräbers war –, die kleine Louise also war den Einwohnern von Saint-Luc vor zwei Jahren zugelaufen wie eine Katze. Manche Leute behaupteten, sie

sei ein Waisenkind und stamme aus einem jener Backsteindörfer an der Somme, von denen nach der deutschen Frühjahrsoffensive 1915 kein Stein auf dem anderen geblieben war. Genaueres wusste niemand; die wenigen, die in den ersten Wochen Louise nach ihrer Herkunft befragt hatten, waren von ihr mit derart katzenhafter Schärfe zum Schweigen gebracht worden, dass fortan keiner es mehr wagte, das Thema zur Sprache zu bringen. Sie sprach ein klares, akzentfreies Französisch, das keine geographische Zuordnung zuließ, aber die Vermutung nahelegte, dass sie aus gutem Hause stammte und gute Schulen besucht hatte.

Wie Léon war Louise mit dem Stellenvermittlungsprogramm des Kriegsministers ins Städtchen gekommen. Sie arbeitete als Gehilfin im Büro des Bürgermeisters, wo sie Botengänge erledigte, Kaffee kochte und die Topfpflanzen goss. Auf eigene Faust hatte sie den Umgang mit der Schreibmaschine gelernt, die bis dahin unbenutzt im Vorzimmer gestanden hatte. Die kleine Louise war ein waches, flinkes Mädchen, das sich in allem geschickt anstellte – die Topfpflanzen gediehen wie nie zuvor, der Kaffee mundete bestens, und schon bald schrieb sie auf der Maschine fehlerfreie Briefe.

Der Bürgermeister war sehr zufrieden mit ihr, und erstaunt stellte er nach ein paar Wochen fest, dass er gegen seinen Willen äußerst empfänglich war für ihren raubeinigen, absichtslosen Charme; da ihm aber bewusst war, dass dreißig Jahre Altersunterschied immer dreißig Jahre Altersunterschied bleiben, erlegte er sich im Umgang mit seiner Bürogehilfin demütig äußerste Zurückhaltung auf und behandelte sie mal mit gespielter Zerstretheit, dann mit distanzierter Höflichkeit oder falscher Strenge. Immerhin ge-

stattete er sich die Schwäche, Louise für ihre Botengänge, die sie zuverlässig und rasch erledigte, sein altes Herrenfahrrad zu schenken, das seit Jahren unbenutzt in seiner Scheune gestanden hatte.

Frühmorgens fuhr sie damit zum Postamt und leerte das Postfach, um halb zehn besorgte sie Croissants, und wenn kurz vor Mittag unerwartet im Büro noch dringende Amtsgeschäfte anstanden, holte sie den Bürgermeister aus dem *Café des Artistes*, wo er seinen Apéritif zu nehmen pflegte. Nachmittags war sie ebenfalls mit dem Rad unterwegs. Sie trug Zahlungsbefehle, Verfügungen und kleinere Geldbeträge aus, und sie überbrachte amtliche Aufträge an den Gemeindediener, den Wegmacher, die Gendarmerie und den Schornsteinfeger.

Das Schwerste aber waren jene förmlichen, kurz gehaltenen Vorladungen, die Louise im Auftrag des Bürgermeisters den Familien gefallener Soldaten überbringen musste. Diese Vorladungen waren durchaus nichtssagend und enthielten nichts weiter als die Aufforderung an die Ahnungslosen, an diesem oder jenem Tag zu genannter Uhrzeit im Rathaus vorstellig zu werden. In den ersten Kriegsmonaten hatten die Betroffenen diese Vorladungen noch schulterzuckend entgegengenommen und sich gehorsam auf den Weg gemacht, um arglos vor dem Schreibtisch des Bürgermeisters zu stehen, ihre Mützen zu kneten und sich zu erkundigen, was es denn so Wichtiges gebe, dass man sie von der Arbeit weg aufs Amt bestelle. Darauf brachte der Bürgermeister ihnen mit blecherner Stimme in einer hochoffiziellen Mitteilung, die er von einem Blatt ablas, zur Kenntnis, dass ihr Sohn, Ehemann, Vater, Enkel oder Neffe dann und dann dort und dort im Dienst des Vaterlands den Hel-

dentod auf dem Feld der Ehre gestorben sei, wofür ihnen der Kriegsminister persönlich sowie er selbst, der Bürgermeister, ihr tief empfundenes Beileid und den Dank der ganzen Nation aussprächen.

Die darauf folgenden Szenen der Verzweiflung, denen der Bürgermeister schutzlos ausgeliefert war, versuchte er zu mildern, indem er die Untröstlichen unter Verweis auf Ruhm, Vaterland und Jenseits tröstete, was diese als Verspottung ihres Leids empfinden mussten, da sie, wenn man ihnen schon ihren Liebsten nicht zurückgeben konnte, wenigstens ihre Trauer behalten wollten.

Es kam sogar vor, dass der Bürgermeister in seinem Büro an einem Tag zwei oder drei solche Dramen zu überstehen hatte. Er begann sich mit großen Mengen Pastis zu betäuben und konnte nachts trotzdem nicht schlafen, seine Verdauung geriet durcheinander, und der Kopf wurde ihm schwer, und in seinem Büro, das bisher ein Ort würdevoller Selbstzufriedenheit gewesen war, machten sich Trauer und namenloses Grauen breit. So groß war seine Not, dass er mehrmals kurz davor stand, in die Kirche zu laufen und den seelsorgerischen Beistand des Pfarrers zu erbitten, obwohl der doch sein Erzfeind war, seit er sich den Scherz mit dem Urinal geleistet hatte.

So war die Lage, als im Frühjahr 1915 die kleine Louise in Saint-Luc eintraf und ihre Botengänge aufnahm. Sie begriff rasch den Zusammenhang zwischen den Vorladungen und den bäurisch ungelinken Dramen im Büro des Bürgermeisters. Zehn, vielleicht fünfzehn Mal beobachtete Louise, wie der Stadtvater hinter seinem Schreibtisch schwitzte und zitterte, um Worte und Haltung rang und doch nie aus seiner hölzernen Amtswürde hinausfand; und

als sie mit Bestimmtheit wusste, dass sich daran bis zum Kriegsende nichts ändern würde, beschloss sie zu handeln. »Bitte entschuldigen Sie, Monsieur le Maire«, sagte sie am folgenden Nachmittag, als sie wieder eine Vorladung ausliefern sollte.

»Was denn«, sagte der Bürgermeister, fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über die Brauen und gestattete sich einen Blick auf die schön geschwungene Linie ihres Halses. »Ist das hier eine dieser Vorladungen?«

»Was denn sonst, meine kleine Louise, was denn sonst.«

»Um wen handelt es sich?«

»Um Lucien, den einzigen Sohn der Witwe Junod«, sagte der Bürgermeister. »Neunzehn Jahre alt, die Mädchen nannten ihn Lulu. Gefallen am 7. Februar in Ville-sur-Coussances. Hast du ihn gekannt?«

»Nein.«

»Er war an Weihnachten noch auf Urlaub, ich habe ihn in der Mitternachtsmesse gesehen. Hatte eine schöne Stimme.«

Louise nahm den Umschlag und ging hinaus, stieg aufs Rad und fuhr mit großer Geschwindigkeit quer über die Place de la République auf direktem Weg an den westlichen Stadtrand, wo das Haus der Witwe Junod stand. Sie klingelte und überreichte ihr den Umschlag, und als sie ihn mit dem Zeigefinger aufriss und ratlos die Vorladung betrachtete, sagte Louise:

»Sie müssen da nicht unbedingt hingehen.«

Dann nahm sie die Frau am Ellbogen und führte sie ins Haus, setzte sich mit ihr aufs Sofa und sagte ihr, dass ihr Lulu nicht wiederkommen werde, weil er im Krieg gestorben sei.

Louise saß schweigend auf dem Sofa, während die Frau

sich schreiend zu Boden warf und sich büschelweise Haare ausriss, und später ließ sie zu, dass die Frau mit den Fäusten auf sie einschlug und sich ihr an den Hals warf, um sich gründlich auszuweinen, wie sie es bei einem Verwandten oder Freund vielleicht nicht hätte tun können. Louise reichte ihr ein Taschentuch und später noch eins, und als die Witwe Junod einigermaßen zur Ruhe gekommen war, steckte sich Louise eine ihrer zuckerbestäubten Zigaretten an, bettete die Witwe auf ein Kissen und ging in die Küche, um Tee zu bereiten. Und als sie mit der dampfenden Tasse zurückkehrte, sagte sie:

»So, ich werde jetzt gehen. Kümmern Sie sich nicht weiter um die Vorladung, Madame Junod. Ich sage dem Herrn Bürgermeister, dass Sie nicht kommen werden.«

Als Louise dem Bürgermeister Minuten später berichtete, wie sie die Angelegenheit erledigt hatte, machte dieser ein strenges Gesicht und sagte etwas von Anmaßung und Amtsgeheimnisverletzung; aber natürlich war er heilfroh und von Herzen dankbar, dass ihm das unausweichliche Drama diesmal erspart geblieben war. Und als am folgenden Tag gleich zwei solcher Vorladungen anstanden, gab er Louise keine Ermahnung mit auf den Weg, sondern im Gegenteil ungefragt jene Auskünfte, die sie zur Erfüllung ihrer neuen Mission benötigte.

»Dieser hier hieß Sebastien«, sagte der Bürgermeister und schaute, während er ihr den ersten Umschlag reichte und sie sich vorbeugte, zur Decke hoch, um nicht den Ausschnitt ihrer Bluse sehen zu müssen. »Er war der jüngste Sohn des Bauern Petitpierre. Gefallen am 16. April auf dem Damloup-Rücken. Ein braver Junge, hatte eine Hasenscharte und ein gutes Händchen für Pferde.«

»Und der zweite?«

»Notar Delacroix. Fünfzig Jahre alt und kinderlos, keine Eltern mehr. Da gibt's nur die Frau. Und jetzt lauf, meine kleine Louise. Na geh, mach schon.«

Fortan mussten die Hinterbliebenen nicht mehr im Rathaus vorsprechen. Louise brachte nur die Vorladung ins Haus, dann wussten die Leute Bescheid und konnten sich, während sie als stiller, freundlicher Todesengel auf dem Sofa saß, ganz der ersten großen Welle ihres Schmerzes hingeben. Am nächsten oder übernächsten Tag war es dann meistens so weit, dass die Angehörigen nach Louise schickten, weil sie Genaueres wissen wollten über die Todesumstände; dann machte sie einen zweiten Besuch und berichtete alles, was man amtlich hatte in Erfahrung bringen können – wann und wo genau und unter welchen Umständen David oder Cedric oder Philippe ums Leben gekommen war, ob er Qualen gelitten habe oder einen gnädigen Tod gestorben sei, und schließlich die drängendste aller Fragen: ob sein Körper zur ewigen Ruhe in die Erde gefunden habe oder zerfetzt, verbrüht und verfault, irgendwo im Schlamm verstreut, den Raben zum Fraß umherliege.

Louise hatte kaum je etwas Tröstliches zu berichten, aber sie enthielt sich falscher Schonung und erzählte immer ungeschminkt die Wahrheit, soweit sie sie kannte, denn sie wusste, dass auf Dauer nur diese Bestand haben kann. Sie versah ihre Aufgabe mit großem Ernst, und die Einwohner von Saint-Luc dankten es ihr mit zärtlicher Zuneigung. Sie gewöhnten sich an das unheilverkündende Quietschen ihres rostigen Herrenfahrrads, und alle lauschten ihm hinterher und waren froh, wenn es leiser wurde und nicht abrupt vor ihrem Haus verstummte.

Manche verehrten Louise wie eine Heilige. Davon aber wollte sie nichts wissen. Um die Gloriole zu zerstören, die man ihr aufsetzen wollte, rauchte sie ihre gezuckerten Zigaretten, badete sonntags halbnackt im Kanal und legte sich ein Arsenal ordinärer Schimpf- und Fluchwörter zu, die eigentümlich mit ihrer zarten Gestalt, ihrer hellen Stimme und ihrem gepflegten Französisch kontrastierten. Schlimm war, dass die Nachricht vom Tod eines Soldaten häufig lange Zeit vor der ministeriellen Verlautbarung in Saint-Luc eintraf – etwa, wenn ein Soldat auf Heimaturlaub am Küchentisch berichtete, dass der Lehrer Jacquet nur eine Armlänge von ihm entfernt mit zerschmettertem Schädel in einen schlammigen Bombenkrater gesunken sei, worauf die Nachricht in Windeseile von Haus zu Haus ging und sämtliche Küchentische des Städtchens erreichte – sämtliche Küchentische bis auf den einen, an den der Lehrer Jacquet nie mehr zurückkehren würde; denn das Verbreiten von Gerüchten war bei Strafe verboten, und Todesnachrichten durften den Hinterbliebenen, um schmerzvolle Irrtümer und Verwechslungen auszuschließen, nicht anders als auf dem Dienstweg überbracht werden. So geschah es, dass die Witwe des Lehrers Jacquet, die noch keine Ahnung hatte, dass sie eine war, auf dem Markt voller Vorfreude auf den Heimaturlaub ihres Gatten ein großes Stück Rindfleisch kaufte, während die anderen Frauen sie scheu mitfühlend aus den Augenwinkeln musterten und dann, um keinen Verdacht zu erregen, möglichst beiläufig grüßten.

Mit Louises Amtsübernahme aber war auch dieses Problem gelöst. »Erzähl das gleich der kleinen Louise!«, sagte man fortan jedem Soldaten, der eine schlimme Nachricht heim-

brachte; und wenn dann Louise mit ihrem quietschenden Rad vor der Tür der ahnungslosen Witwe vorfuhr, wusste diese gleich, dass sie für lange Zeit kein großes Stück Rindfleisch mehr kaufen würde.

Léon Le Gall ging an jenem Abend, nachdem ihm der Wirt das alles erzählt hatte, in sehr nachdenklicher Stimmung nach Hause. Es war die erste warme Nacht des Jahres und einer jener Abende, an denen man das Wetterleuchten der Kriegsfront hinter Saint-Quentin sehen konnte, und gelegentlich, wenn der Wind aus Nordosten wehte, hörte man fernes Donnerrollen. Léon knöpfte seine Jacke auf und nahm die Mütze ab. Er beobachtete das Spiel seines eigenen Schattens, der jedes Mal, wenn er unter einer Straßenlaterne durchging, kurz und scharf vor seine Füße fiel, dann allmählich länger wurde und im heller werdenden Licht der nächsten Laterne ausbleichte, bis er ihm wiederum vor die Füße fiel und aufs Neue heller und bleicher wurde. Er zog seine Uniformjacke aus und warf sie sich über die Schulter, sie war viel zu warm für die Jahreszeit; überhaupt wunderte er sich nun, dass es ihm in den letzten fünf Wochen und drei Tagen nie in den Sinn gekommen war, für den Abendspaziergang das Dienstgewand mit den albernen Sergeantenstreifen abzulegen.

Das Stationsgebäude am Ende der Platanenallee stand dunkel da, auch im Obergeschoss brannte kein Licht; Léon stellte sich vor, dass der alte Barthélemy, selig angeschmiegt an die tröstliche Wärme seiner Josianne, unter einer dicken Daunendecke dem Dienstbeginn am nächsten Morgen entgegenschlummerte. Er ging über den Bahnhofplatz zum Güterschuppen, dann die knarrende Treppe hoch; die Stille

in seinem Zimmer sirrte vom Nachhall seiner Erinnerungen an den vergangenen Tag.

Er dachte daran, dass er auch am nächsten Morgen und an allen folgenden Tagen mit seiner roten Fahne die einfahrenden Züge begrüßen würde. Er dachte an seine Schlaumeiereien mit dem Morsegerät, an seine Furcht vor dem knackenden Gebälk und an die wortkargen Abende am Tresen des *Café du Commerce*, und er kam zu dem Schluss, dass alles, was er in seinem Leben machte, nicht gut war; es war auch nicht schlecht, denn immerhin hatte er bisher keinen nennenswerten Schaden angerichtet, niemandem Leid zugefügt und auch sonst nicht viel getan, wofür er sich vor seinen Eltern hätte schämen müssen; aber wahr war eben auch, dass nichts von all dem, was er Tag für Tag machte, richtig wichtig, schön oder gut war. Und ganz gewiss hatte er keinerlei Anlass, auf irgendetwas stolz zu sein.

Léon wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte, als ihn Stimmengewirr aus dem Schlaf holte. Die Stimmen drangen durchs Fenster, das er offen gelassen hatte, weil die Nacht so warm war, und sie wurden begleitet von einem ungewohnten Gestank – einer Mischung ekelhafter Gerüche, deren Herkunft Léon sich nicht erklären konnte. Er stand auf und schaute hinunter aufs Gleis – im spärlichen Licht der Gaslaternen stand ein endlos langer Zug von Güter- und Viehwagen, und auf dem Bahnsteig gingen der alte Barthélemy und Madame Josianne eilig von einem Wagen zum nächsten. Léon stieg barfuß und nur mit seiner Hose bekleidet die Treppe hinunter.

Der Zug war so lang, dass er keinen Anfang und kein Ende

zu haben schien. Manche Wagen waren geschlossen und manche standen offen, und aus allen strömte dieser fürchterliche Gestank nach Fäulnis und Exkrementen, und aus allen drangen Stimmen von Männern, die stöhnten und schrien und um Wasser bettelten.

»Junge, was machst du hier!«, sagte Madame Josianne, die Wasser aus einem großen Krug an die Soldaten verteilte. Die Soldaten lagen und saßen im Stroh auf nackten Holzbohlen, ihre Gesichter waren schweißnass und leuchteten im Licht der Gaslaterne, die Uniformen waren schmutzig, ihre Bandagen blutgetränkt.

»Madame Josianne ...«

»Geh schlafen, mein kleiner Liebling, das ist nichts für dich.«

»Was ist hier los?«

»Nur ein Verwundetentransport, mein Engel, nur ein Verwundetentransport. Man bringt die armen Kerle in den Süden, in die Krankenhäuser von Dax, Bordeaux, Lourdes und Pau, damit es ihnen bald wieder besser geht.«

»Kann ich helfen?«

»Das ist lieb von dir, mein Goldschatz, aber geh jetzt. Lauf!«

»Ich könnte Wasser holen.«

»Nicht nötig, wir sind das gewohnt, dein Chef und ich. Ihr jungen Leute solltet das nicht sehen.«

»Madame Josianne ...«

»Geh auf dein Zimmer, mein Liebling, sofort! Und mach das Fenster zu, hörst du!«

Léon wollte protestieren und schaute sich hilfeschend nach Barthélemy um, aber der kam, kaum dass er gehört hatte, wie seine Josianne die Stimme erhob, schon herbei-

geilt. Er durchbohrte Léon mit strengem Blick und schürzte die Lippen, dass die Borsten seines Schnurrbarts waagrecht vorstanden, deutete mit ausgestrecktem Arm auf den Güterschuppen und zischte:

»Tu, was Madame dir sagt! Abmarsch!«

Da kapitulierte Léon und ging auf sein Zimmer, aber das Fenster ließ er gegen Josiannes Anweisung offen stehen. Er stellte sich in den Schatten hinter dem Vorhang und beobachtete, was auf dem Bahnsteig vor sich ging; als der Zug anrollte, warf er sich aufs Bett. Und weil ihn das alles ermüdet hatte, schlief er ein, bevor der Nachtwind die letzten Schwaden des Gestanks davontrug.

Wie es der Zufall wollte, kam am folgenden Morgen kurz vor Dienstbeginn, als er auf dem Weg vom Güterschuppen zum Stationsgebäude war, unter eiligem Quietschen die kleine Louise durch die Allee gefahren. Die Platanen waren feucht vom Tau und glänzten im frühen Sonnenlicht, und in der Luft lag der Duft von hohem Gras und von Eisenbahnschotter, der sich an der Sonne erwärmt. Auf dem Bahnhofplatz trat Louise auf die Rücktrittsbremse, dass der Kies unter ihren Rädern knirschte und eine Staubwolke über den Platz wehte. Sie stellte ihr Rad in den Unterstand und lief die drei Stufen hinauf zur Schalterhalle. Léon wäre ihr gern gefolgt, hatte aber die unaufschiebbare dienstliche Pflicht, seine rote Fahne aus dem Büro zu holen und rechtzeitig zur Ankunft des Personenzugs um acht Uhr sieben auf dem Bahnsteig zu stehen.

Als der Zug einfuhr, kam als einziger Fahrgast Louise aus dem Stationsgebäude. Erleichtert stellte er fest, dass sie eine Fahrkarte in der rechten Hand, aber kein Gepäck dabei-

hatte; also würde sie wohl nicht für längere Zeit verreisen. Unangenehm war ihm aber, dass sie ihm just in jenem Augenblick zuwinkte, als er seinerseits mit der roten Fahne der einfahrenden Lokomotive winken musste.

»Salut, Léon!«, rief sie, während sie neben dem Zug hertrabte und an einem Wagen dritter Klasse die Tür öffnete.

Oh, dachte Léon, sie kennt meinen Vornamen. Hatte er sich am Vorabend im *Café du Commerce* mit Namen vorgestellt? Nein, das hatte er nicht. Natürlich hätte er das tun müssen, das wäre der mindeste Anstand gewesen, aber er hatte es nicht getan. Also hatte sie seinen Namen sonstwie erfahren – vielleicht gar aktiv in Erfahrung gebracht? Oh, oh. Und dann hatte sie seinen Namen über Nacht nicht etwa vergessen, sondern im Gegenteil in Erinnerung behalten. Und jetzt hatte sie seinen Namen mit ihrem Mund, ihren Lippen und ihren weißen Zähnen ausgesprochen, hatte seinen Namen mit dem Atem ihres Leibes in die Welt hinaus gehaucht. Oh, oh, oh.

»Salut, Louise!«, rief er, als er die Fassung wiedererlangt hatte und sie eben dabei war, auf den haltenden Zug aufzuspringen. Léon stand im zischenden Dampf der Lokomotive und wartete die Minute ab, nach der er dem Lokomotivführer fahrplangemäß das Signal zur Weiterfahrt geben musste; dann rollte der Zug an, und Léon lief mit gestrecktem Hals die Fenster entlang, jener Tür entgegen, hinter der Louise verschwunden war. Weil aber der Bahnsteig zu tief und die Fenster zu hoch lagen, konnte er die Fahrgäste auf den gegenüberliegenden Bänken nicht sehen, und dann war der Zug weg und Louise fort.

Léon sah dem roten Rücklicht hinterher, bis es hinter der Ziegelfabrik verschwunden war, und behielt noch lange die

Rauchfahne der Lokomotive im Auge. Dann kehrte er mit seiner roten Fahne ins Büro zurück, wo ihm Madame Josianne Milchkafee und zwei Butterbrote bereitgestellt hatte.

Als er zur Mittagspause hinaus auf den Bahnhofplatz trat, sah er Louises Rad im Unterstand stehen. Er schaute sich um, ob er nicht beobachtet wurde, trat näher und betrachtete das Fahrzeug. Es war ein gewöhnliches altes Herrenfahrrad, das einmal schwarz gewesen sein mochte, und es hatte rostige Zahnkränze, eine ausgeleierte Antriebskette und abgewetzte Hartgummireifen, und die Nabenschaltung war kaputt und das Kettenschutzblech verbeult. Vorsichtig legte er die Hände auf die verbleichten, rissigen Ledergriffe an der Lenkstange, umfasste sie fest und hielt sich dann beide Handteller an die Nase, um einen Hauch von Louises Duft zu erhaschen; aber da war nur der Geruch von Leder und der seiner eigenen Hände.

Er ging in die Hocke, unterzog das Kettenschutzblech einer Prüfung und stellte fest, dass es tatsächlich die Ursache des Quietschens sein musste. Er versuchte, die verbeulte Stelle mit beiden Daumen zurechtzubiegen, aber das gelang nicht, weil der dahinterliegende Kettenkranz dagegen hielt. Also holte er aus der Werkstatt zwei Schraubenschlüssel und einen Hammer, demontierte das Blech und klopfte es an der hölzernen Wand des Güterschuppens flach. Dann schmierte er die rostige Kette, schraubte das Blech wieder fest und drehte zur Probe eine Runde auf dem Bahnhofplatz.

Als Léon nach dem Abendessen zur gewohnten Spazierfahrt in die Stadt aufbrach, trug er seine lange Hose, sein weißes Hemd und die graue Strickjacke, die seine Mutter ihm in

ihren schlaflosen Nächten vor seinem Abschied gestrickt hatte. Er überquerte im Abglanz des sonnigen Tages den Bahnhofplatz, bog in die Platanenallee ein – und sah beim fünften Baum am rechten Straßenrand jemanden stehen.

Sie lehnte an der Platane und trug ihre rotweiß gepunktete Bluse und ihren blauen Schülerinnenrock. Ihre linke Hand lag in der rechten Armbeuge, in der rechten hielt sie eine glimmende Zigarette. Ihre rechte Braue hatte sie weit in die glatte Stirn hinaufgezogen, die andere hing tief übers linke Auge hinunter. Ob dieser scharfe Blick wirklich ihm galt?

»Grüß dich, Louise. Hast du auf mich gewartet?«

»Ich warte nie auf jemanden, schon gar nicht auf einen wie dich.« Sie nahm einen tiefen Zug an ihrer Zigarette. »Was du mir an kostbarer Lebenszeit stiehlt, wird dir am Ende deines Lebens abgezogen.«

»Die paar Minuten ist mir das wert«, sagte Léon.

»Mein Fahrrad quietscht nicht mehr«, sagte sie.

»Das freut mich zu hören.«

»Hat dich jemand gebeten, mein Rad zu reparieren?«

»Man musste etwas tun«, sagte er. »Die Bauern der Umgebung haben sich beklagt.«

»Wieso?«

»Du hast ihre Kinder aus dem Mittagsschlaf geweckt.«

»Ach ja?«

»Und den Kühen wurde die Milch in den Eutern sauer.«

»Deswegen haben die Bauern der Umgebung den Morseassistenten am Bahnhof von Saint-Luc um Hilfe gebeten?«

»Ich konnte nicht Nein sagen.«

»Da werden die Bauern der Umgebung dem Morseassistenten aber dankbar sein.«

»Das nehme ich an.«

»Und ich?«
»Was?«
»Muss ich auch dankbar sein?«
»Nein, wieso denn.«
»Aber etwas gut hast du jetzt bei mir?«
»Doch nicht für diese Kleinigkeit.«
»Was willst du dafür – mir die Sternzeichen am Himmel erklären?«
»Die kenne ich nicht.«
»Mir deine Briefmarkensammlung zeigen?«
»Ich habe keine Briefmarkensammlung.«
»Was willst du dann?«
»Ich habe nur das Blech zurechtgebogen.«
»Und dafür willst du mir jetzt an den Hintern fassen?«
»Nein. Aber ich kann das Blech gern wieder verbeulen.«
»Das wäre mir recht.«
»Fehlt dir das Quietschen?«
»Den Leuten fehlt's. Sie können mich nicht mehr hören, wenn ich komme. Und wenn ich plötzlich da bin, erschrecken sie sich.«
»Ich werde dir eine Glocke an den Lenker schrauben, dann können dich die Leute wieder hören. Darf ich dich ein Stück begleiten?«
»Nein.«
»Wo gehst du hin – da lang oder da?«
»Du jedenfalls gehst ins *Commerce*.«
»Ja.«
»Wie jeden Abend.«
»Genau.«
»Ganz der sesshafte Eisenbahner, vom Scheitel bis zur Sohle.«

»Wohin bist du eigentlich heute mit der Bahn gefahren?«
»Das geht dich einen Dreck an. Du jedenfalls gehst jetzt ins *Commerce*. Ich muss auch da lang. Stell dein Rad hier ab, ich begleite dich ein Stück.«

Am nächsten Abend bei Sonnenuntergang wartete Louise wiederum an der fünften Platane auf Léon, am übernächsten Abend auch und am überübernächsten ebenfalls. Sie brauchten für die paar hundert Meter ins Städtchen jeweils mehr als eine Stunde, denn sie gingen langsam und blieben oft stehen, wechselten ohne Grund die Straßenseite oder gingen gar ein Stück zurück, und dabei sprachen sie ohne Unterlass. Sie redeten über Kleinigkeiten und Nichtigkeiten – über die Zigarren des Bürgermeisters und über den Postboten, der angeblich ein unehelicher Halbbruder des Bürgermeisters war, dann über den Bahnhof und Léons Kenntnisse in moderner Fernmeldetechnik, den alten Barthélemy und dessen Affenliebe zu seiner Josianne, über den bösen Kettenhund, der vor der Schlosserei die Schulkinder erschreckte und über die leckeren *Eclairs au Chocolat* in der katholischen Bäckerei; sie redeten über die Witwe Junod, die immer exakt an jenen Tagen zu ihrer Schwester nach Compiègne fuhr, an denen auch der Pfarrer in seelsorgerischer Mission nach Compiègne fuhr; sie redeten über die Sandgrube hinter dem Bahnhof, in der man versteinerte Haifischzähne aus dem Neolithikum finden konnte, über die schwarze Madonna in der Kirche und über das Wäldchen an der *Route Nationale*, in dem die wilden Kirschen bald reif sein mussten, und sie redeten über die Romane von Colette, die Louise alle gelesen hatte, Léon aber nicht.

Vom dritten Abend an berichtete Louise über ihre Arbeit als Todesengel, und Léon schwieg, sah zu den Baumwipfeln hoch und hörte zu. Später erzählte er ihr von Cherbourg, vom Kanal, den Inseln und dem knallbunt lackierten Segelboot, und Louise schwieg, schaute ihm aufmerksam ins Gesicht und tat, als höre sie ihm zu.

Als er sich aber einmal nach ihrer Herkunft erkundigen wollte, unterbrach sie ihn und sagte: »Keine Fragen. Ich frage dich nichts, und du fragst mich nichts.«

»Einverstanden«, sagte Léon.

Während sie so miteinander sprachen, hatte Léon die Hände in den Hosentaschen vergraben und spielte mit kleinen Kieselsteinen Fußball. Louise rauchte eine Zigarette nach der anderen, gestikulierte mit den Händen und ging rückwärts vor ihm her, um zu sehen, ob er verstehe und auch gutheiße, was sie sagte. Léon verstand und hieß alles gut, was Louise sagte – und zwar einfach, weil sie es war, die es sagte. Er fand ihr Lachen schön, weil es ihr Lachen war, und er liebte ihren aufmunternd forschenden Blick, weil es ihre grünen Augen waren, die ihn so anschauten, als würden sie beständig fragen: Sag mir, bist du's? Bist du's wirklich? Die verirrte Haarsträhne quer über Louises Stirn fand er hinreißend, weil es ihre Haarsträhne war, und über die Pantomime, mit der sie den Bürgermeister beim Zigarrenanzünden nachahmte, musste er lachen, weil es eben ihre Pantomime war.

Schon beim ersten Spaziergang hatten sie bemerkt, dass die Bürger des Städtchens hinter ihren Gardinen sie auf Schritt und Tritt beobachteten, und deshalb hielten sie sich gut sichtbar auf der Straße und sprachen besonders laut und deutlich, damit jeder, der das wollte, hören konnte, wor-

über sie sich unterhielten. Vor dem *Café du Commerce* angekommen, blieben sie dann jeweils stehen und nahmen ohne Kuss oder Händedruck voneinander Abschied.

»Auf Wiedersehen, Louise.«

»Auf Wiedersehen, Léon.«

»Bis morgen.«

»Bis morgen.«

Dann verschwand sie um die Ecke, und er trat ein ins Lokal und bestellte ein Glas Bordeaux.

5. KAPITEL

Zu Pfingsten 1918 hatte Léon erstmals zwei Tage in Folge dienstfrei. Entgegen seiner Gewohnheit erwachte er schon am frühen Morgen und beobachtete, wie in seinem Fenster das Dunkel der Nacht fahlem Morgenlicht und dann dem Glanz des Sonnenaufgangs wich. Er wusch sich am Brunnen auf der Rückseite des Güterschuppens, dann legte er sich wieder aufs Bett, lauschte dem Gezwitscher der Amseln und dem Knacken des Gebälks und wartete, bis es endlich acht Uhr wurde und Zeit, ins Büro zu gehen und unter Madame Josiannes überschwänglich-zärtlicher Fürsorge Milchkaffee zu trinken.

Nach dem Frühstück fuhr er mit dem Rad in die Stadt. In der Nacht war ein Gewitter übers Land gezogen und hatte die Maisfelder zerzaust, die letzten dünnen Blätter des Vorjahrs von den Platanen gerissen und die Kanäle und Straßengräben mit Regenwasser gefüllt. Léon drehte eine Runde durch die sonntäglich stille Stadt mit ihren glänzenden Hausdächern, nassen Straßen und gurgelnden Kanalisationsschächten. Ein sanfter Sommerwind trug den Duft von blühenden Jasminsträuchern aus den Gärten in die Gassen, und die Sonne machte sich daran, alles wieder trocken zulegen, bevor die Bürger blinzeln aus ihren Häusern traten und zur Messe gingen.

Auf der Place de la République hielt Léon an, lehnte sein Rad gegen eine Litfaßsäule und setzte sich auf eine schon halbwegs trockene Bank. Er musste nicht lange warten.

Ein paar Tauben näherten sich ihm vorsichtig mit ruckelnden Köpfen und tippelten, als er keine Brotkrumen verstreute, zögerlich wieder davon. Irgendwo johlte eine rolliche Katze. Ein alter Mann mit bordeauxrotem Morgenmantel, braungelb karierten Hausschuhen und Baguette unter dem Arm schlurfte vorbei und verschwand in der Gasse zwischen Rathaus und Ersparniskasse. Eine Wolke schob sich vor die Sonne und gab sie wieder frei. Da zerriss hinter Léons Rücken – Rrii-Ring, Rrii-Ring! – das Klingeln einer Fahrradglocke die morgendliche Stille, und eine Sekunde später stand Louise vor ihm.

»Ich habe jetzt eine Glocke am Fahrrad«, sagte sie. »Schulde ich dir dafür etwas?«

»Aber nein.«

»Ich habe dich nicht drum gebeten. Trotzdem vielen Dank. Wann hast du's getan?«

»Gestern Abend, nach der Kneipe.«

»Da hattest du zufällig eine Glocke und einen Schraubenzieher dabei.«

»Und den passenden Vierkantschlüssel.«

Louise lehnte ihr Fahrrad gegen die Litfaßsäule, setzte sich neben ihn auf die Bank und steckte sich eine Zigarette an.

»Was hast du da wieder für komisches Zeug auf dem Gepäckträger?«

»Vier Wolldecken und einen Kochtopf«, sagte Léon. »Und eine Tasche mit Brot und Käse.«

»Wieder alles am Straßenrand gefunden?«

»Ich mache einen Ausflug ans Meer«, sagte er. »Heute hin, morgen zurück.«

»Einfach so?«

»Ich will wieder mal den Ozean sehen. Achtzig Kilometer, in fünf Stunden bin ich dort.«

»Und dann?«

»Ich gehe über den Klippen spazieren, sammle am Strand komisches Zeug ein und suche mir ein trockenes Plätzchen zum Schlafen.«

»Und dafür brauchst du vier Decken?«

»Zwei würden reichen.«

»Soll ich mitkommen?«

»Das wäre schön.«

»Wenn ich mitkomme, willst du mir an die Wäsche.«

»Nein«, sagte er.

»Wofür hältst du mich, für eine Idiotin? Jeder Mann will einem Mädchen an die Wäsche, wenn er allein mit ihm in den Dünen ist.«

»Das stimmt«, gab Léon zu. »Aber ich tu's nicht.«

»Ach nein?«

»Nein. Was man will und was man tut, ist nicht dasselbe.« Léon stand auf und ging zu seinem Rad. »Übrigens gibt es in Le Tréport keine Dünen.«

»Ach nein?« Louise lachte.

»Nur Klippen. Und einen Kieselstrand. Im Ernst, ich tu's nicht. Nicht, solange du es nicht tust.«

»Ehrlich?«

»Ich schwör's.«

»Wie lang gilt dein Schwur normalerweise?«

»Mein ganzes Leben lang. Ich mein's ernst.«

Louise legte die Stirn in Falten und schürzte die Lippen, dann stieß sie durch die Nase Luft aus. »Warte eine Minute. Ich hole meine Zigaretten.«

Sie fuhren nebeneinander hinaus aus der Stadt und westwärts dem Ozean entgegen auf der breiten, schnurgeraden und menschenleeren Straße durch die anmutige Weidelandschaft der Haute Normandie, die seit Menschengedenken ihre Bewohner so großzügig mit allem Lebensnotwendigen versorgt. Der Himmel stand hoch, und der Horizont war weit, und links und rechts flogen fahlgrüne Kriegszweizenfelder vorbei, die spärlich und fleckig wuchsen wie Jünglingsbärte, weil sie von unerfahrenen Frauen- und Kinderhänden angesät worden waren; später im Hügelland, weitab von den Dörfern, gab es abschüssige, jahrelang nicht mehr gepflügte Äcker, auf denen schon Birkenwälder wuchsen.

Louise fuhr schnell, und Léon hielt sich, da er ausgeruht und bei Kräften war, mit Leichtigkeit neben ihr. Sie schauten geradeaus auf die Straße, ihre Beine traten die Pedale rund und gleichmäßig, und weil ihre Gedanken ganz mit Unterwegssein und Weiterkommen und Ankommen beschäftigt waren, redeten sie nicht viel; sie waren glücklich. Gelegentlich warf er Louise aus dem Augenwinkel einen Blick zu, und sie tat, als bemerke sie es nicht. Einmal gaben sie einander in voller Fahrt die Hände und fuhren eine Weile so nebeneinander her, dann wieder betätigte sie aus reinem Glück die Fahrradglocke.

Nachmittags um halb drei erreichten sie ihr Ziel, unvermittelt und früher als erwartet. Der Ozean hatte sein Nahen nicht angekündigt – die Luft war nicht salziger, der Himmel nicht weiter, die Flora nicht karger, der Boden nicht sandiger geworden; irgendwann war die normannische Landschaft mit ihren fetten Äckern und saftigen Wiesen einfach abgebrochen und hatte hundert Meter tiefer am Fuß

der Kreidefelsen in der grauen Brandung der Nordsee ihre Fortsetzung gefunden. Sie fuhren vorbei am kanadischen Militärhospital, das sich über den Klippen in einem Meer von weißen Zelten einquartiert hatte, dann dem Fluss entlang hinein nach Le Tréport.

Der Ort war früher ein Fischerdorf gewesen. Seit die Eisenbahn aus der Hauptstadt bis hierher fuhr, verdingten sich die Eingeborenen hauptberuflich den Pariser Sommerfrischlern, die am Fuß der Klippen prächtige Herrenhäuser mit Meeresblick gebaut hatten. Léon und Louise stellten ihre Räder am Quai François 1er ab und spazierten am Hafen entlang. Sie beobachteten die Fischer auf den Booten, die kalte, halbgerauchte Zigaretten in den Mundwinkeln hatten und mit knotigen Händen ihre Netze in Ordnung brachten, Segel ausbesserten, Taue aufrollten und das Deck fegten, und sie musterten die flanierenden Feriengäste mit ihren rosa Bottinen und gleißenden Gamaschen, ihren weißen Matrosenkostümen und durchscheinenden Leinenröcken, ihren Panamahüten, kunstvoll blondierten Haarzöpfen und ihrem zur Schau getragenen Pariser Akzent. Plötzlich fühlte Léon, dass Louise sich bei ihm einhakte; das hatte sie noch nie getan.

»Schau dir die gezuckerten Arschgesichter mit ihren Sonnenschirmen an«, sagte sie. »Solltest du mich jemals mit so einem Schirmchen erwischen, musst du mich erschießen.«

»Nein.«

»Ich befehle es dir.«

»Nein.«

»Ich habe sonst niemanden.«

»Na gut.«

Dann gingen sie wieder schweigend nebeneinander, als ob sie ein lange vertrautes Paar wären, das sich nichts mehr zu beweisen hat. Als sie noch auf ihren Rädern gesessen und in die Pedale getreten hatten, waren sie frei und unbefangen gewesen, weil das Ziel noch in der Zukunft gelegen hatte und die Gegenwart nicht das Eigentliche gewesen war; jetzt gab es keinen Hinderungsgrund und keine Ausflucht mehr – was nun war, zählte. Aber auch jetzt, da sie so über den Hafen spazierten, gab es zwischen ihnen keine Vorsicht und kein Unbehagen, nur die Schwierigkeit, sich in Worten auszudrücken.

Was Léon betraf, so reichte schon die Wärme ihrer Hand an seinem Arm, ihn wunschlos glücklich zu machen. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er so nah an der Seite eines Mädchens spazieren durfte; dass er, wenn er nur den Kopf ein wenig zur Seite neigte, den Duft ihres sonnenbeschienenen Haars schnuppern konnte, war schon fast mehr, als er ertragen konnte.

Sie gingen über die Hafemole zum Leuchtturm hinaus, der den Eingang des Hafens markierte, setzten sich auf die Mauer und betrachteten die ein- und ausfahrenden Dampfschiffe und Segelboote. Als die Sonne sich dem Ozean näherte, kehrten sie ins Städtchen zurück, stiegen die Rue de Paris hinauf und besichtigten die Eglise Saint-Jacques, das Wahrzeichen der Stadt.

Gleich rechts neben dem Eingang gab es eine Madonnenstatue, vor der sie lange stehen blieben; es war eine einfach gefertigte Gipsfigur mit flachem Gesicht, rot bemalten Wangen und schwarzen Knopfaugen. Ihr Gewand bestand aus blauem, goldbesticktem Samt und war über und über bedeckt mit mehrfach gefalteten und gerollten Zetteln. Sie

waren mit Stecknadeln am Kleid befestigt, aber auch zwischen den Fingern und am Kopftuch der Muttergottes steckten Zettel, auf ihrem Heiligenschein und auf ihren Füßen lagen Zettel, sogar zwischen ihren Lippen und in ihren Ohren steckten Zettel in allen Größen und Farben.

»Was sind das für Zettel?«, fragte Louise.

»Die Matrosenfrauen bitten die Muttergottes um Schutz für ihre Ehemänner«, sagte Léon. »Ich kenne das von zu Hause. Sie zeichnen ihr Fischerboot auf einen Zettel und hoffen, dass es unter dem Schutz der Heiligen Jungfrau heil wiederkehrt. Andere legen eine Haarlocke ihres schwindsüchtigen Kindes in den Zettel und bitten die Jungfrau, es gesund zu machen. In letzter Zeit hat's auch Fotos von Soldaten dabei.«

»Wollen wir ein paar anschauen?«

»Das bringt Unheil«, sagte Léon. »Das Schiff sinkt. Das Kind stirbt. Der Soldat wird von einer Granate in Stücke gerissen. Und dir faulen die Finger ab, wenn du auch nur einen Zettel anfasst.«

»Dann lassen wir's. Wollen wir gehen?«

»Nur eine Minute noch.« Léon nahm sein Notizbuch und einen Bleistift aus der Brusttasche.

»Du schreibst einen Zettel?« Louise lachte. »Wie ein Matrosenweib?«

Léon riss die Seite aus dem Notizbuch, rollte sie zu einem Röhrchen und steckte sie der Muttergottes unter die rechte Achsel. »Lass uns gehen, es ist bald Ebbe. Ich hole uns fürs Abendbrot Muscheln aus den Felsen.«

In einem Spezereiladen in der Rue de Paris kaufte Léon zwei Baguettes sowie Karotten, Lauch, Zwiebeln, Thymian und eine Flasche Muscadet, dann holten sie ihre Fahrräder

und schoben sie im Sonnenuntergang hinunter zum Casino; von dort führte ein breiter Gehweg aus Eichenbohlen über den Kieselstrand an einer langen Reihe weiß getünchter Badehäuschen vorbei. Dahinter erhoben sich stolze Villen mit ringsum laufenden Veranden und weißen Gardinen, die sich in der Meeresbrise leicht und lautlos blähten, erschlafften und blähten, als würden sie atmen.

Léon hatte vom Leuchtturm aus gesehen, dass sich weit hinter den Villen, in den Felsen am südlichen Ende des Strands, ziemlich viel Treibgut verfangen hatte; das wollte er als Brennholz benutzen. Es war kühl geworden, die letzten Badenden waren heimgekehrt, um sich das Meersalz vom Leib zu spülen und sich fein zu machen fürs Abendessen. Léon und Louise fanden am Fuß der Kreidefelsen zwischen zwei mächtigen Felsblöcken ein trockenes, windgeschütztes Plätzchen. Sie räumten die Kiesel weg, bis der Sand zum Vorschein kam, dann breiteten sie eine Decke aus, und Léon machte Feuer aus trockenem Seetang und Treibholz. Louise saß währenddessen auf der Decke, schlang die Arme um ihre Knie und schaute hinaus aufs orange-lila Wellenspiel des Ozeans, als wäre es das dramatischste Märchenspiel.

»Lass uns die Miesmuscheln holen«, sagte er, krepelte seine Hose über die Knie und nahm den Kochtopf vom Fahrrad. »Dort vorn in den Felsen, wo die Möwen in den Tümpeln umherstaksen, müsste es welche geben. Die Touristen holen nie welche, die kaufen sie lieber im Laden. Crevetten hat's da wahrscheinlich auch, aber ohne Netz erwischen wir die nicht.«

Die Möwen kreischten ärgerlich und breiteten widerwillig ihre Flügel aus, machten ein paar Hüpfen und erhoben

sich mit zwei, drei Schlägen in die Luft, ließen sich von den Aufwinden erfassen und segelten an der Felswand hoch hinauf bis zu den grünen Wiesen, um sofort wieder in die Tiefe zu stürzen mit ihren spitzen, bedrohlich abwärtsgerichteten Schnäbeln, kurz vor dem Aufprall wieder in Gleitflug überzugehen und wiederum in die Höhe zu segeln.

In den Tümpeln gab es reichlich Muscheln, der Topf war rasch voll. Léon nahm zwei Messer aus der Tasche und zeigte Louise, wie man Algen und Bärte von den Muscheln schabte. Dann kehrten sie zurück an ihren Platz zwischen den Felsbrocken. Er ließ sich auf die Wolldecke fallen und seufzte; dieser Tag war perfekt, sein Glück war vollkommen. Louise aber blieb stehen, machte unschlüssig ein paar Schritte hin und her und steckte sich eine Zigarette an.

»Komm her, mach es dir bequem«, sagte er. »Ich tu dir nichts.«

»Sei du froh, dass ich dir nichts tue.«

»Ist dir kalt?«

»Nein.«

»Möchtest du noch etwas unternehmen, bevor es dunkel wird? Wollen wir einen Spaziergang hinauf zu den Klippen machen?«

»Ich habe Hunger.«

»Ich koche gleich.«

»Soll ich etwas einkaufen?«

»Wir haben alles«, sagte Léon. »Ich muss nur noch die Karotten, die Zwiebeln und den Knoblauch schneiden und das Ganze ein paar Minuten kochen.«

»Soll ich etwas Süßes für den Nachtisch holen? Zwei *Eclairs au Chocolat*?«

»Es ist halb zehn«, sagte Léon. »Sollte mich wundern, wenn die Konditorei noch offen wäre.«

»Ich versuch's.«

Nach einer halben Stunde war sie wieder da. In der Zwischenzeit hatte die Erde sich in die Dunkelheit gedreht. Am Himmel blinkten die ersten Sterne, der Mond war noch nicht aufgegangen. Ein paar schwarze Wolken trieben so niedrig über die Bucht, dass sie vom Blinksignal des Leuchtturms gestreift wurden.

Léon nahm den Topf vom Feuer. Er konnte hinter sich das Knirschen der Kiesel unter Louises Schritten hören. Er drehte sich nicht nach ihr um.

»Das Essen ist fertig. Hast du die Eclairs?«

Sie gab keine Antwort.

Léon rührte im Kochtopf, fischte ein Stück Seegras und eine leere Schale heraus. Ihre Schritte wurden langsamer und verstummten. Dann konnte er fühlen, wie Louise von hinten an ihn herantrat und ihre Hände auf seine Schultern legte. Ihr Haar streifte seinen Hals, ihr Atem strich an seinem rechten Ohr vorbei.

»Du hast mich reingelegt.« Ihre rechte Hand löste sich von seiner Schulter, glitt unter seiner Achsel hindurch und kniff ihn in die Nase. »Du hast es absichtlich eingefädelt und mich vorgeführt wie einen Tanzbären.«

»Dir werden heute Nacht die Finger abfaulen.«

»Stimmt das, was auf dem Zettel steht?«

»Ganz sicher. Auf immer und ewig.«

Léon befreite seine Nase aus Louises Griff, drehte sich um und schaute ihr in die grünen Augen, die im Licht des Feuers leuchteten. Und dann küssten sie sich.